

Nr. 187. Bromberg, den 1. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(17. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

Kapitel 11.

Schimpansen werden umgeladen.

So sehr Klaus sich jede freie Minute der Beobachtung seines Fünfröhrenapparates widmete, das rote Licht wollte nicht mehr erscheinen. Einerlei, er wußte auch so genug.

Am Tage nach dem Besuch bei Ines begegnete er Tommy Angel in einem der Gänge. Der Professor stellte ihn:

„Auf ein Wort, Bender. Ihre Leistungen sind gut, sehr gut. Was sagen Sie, wenn ich Sie fest engagiere?“

Klaus bat um Bedenkzeit und ließ durchblicken, eine so untergeordnete Position sei auf die Dauer nicht sein Geschmack.

„Diese Anschauung setzte ich bei Ihnen voraus, Bender, da ich Ihr Vorleben kenne. Aber man kann auch in einer Klinik avancieren. Man kann Verwalter werden. Verreden Sie die Sache nicht.“ Damit entfernte sich der wohlwollende alte Herr. Sein seidener, weiter Umhang umflatterte ihn wie ein Krönungsmantel, das dichte Haar bäumte sich wie eine Woge in den Nacken. —

Klaus war wie ein Schießhund auf der Lauer, um das Zusammentreffen des Oberarztes mit Ishi nicht zu verpassen. Das bot insofern keine großen Schwierigkeiten, als Klaus gewissermaßen immer mit Lux zusammen Dienst hatte. Je später es wurde, desto mehr wuchs seine Spannung. Um 5 Uhr begab sich Lux in seine Wohnung, Klaus in seine Mansardenkammer. Von hier aus konnte er einen beträchtlichen Teil der Klinik, speziell den Eingang, überwachen.

Gegen ½6 Uhr ging ein fremder, kleiner Mann in einem dunkelblauen Anzug, wie ihn Seeleute tragen, vom Portal her auf die Klinik zu. Der Unbekannte war von schmächtiger Statur und machte weitausholende, wiegende Schritte. Als er eine Sekunde lang in die Höhe blickte, sah Klaus, daß er ein quittengelbes Gesicht und schiefgestellte Augen hatte, wie ein Mongole. In diesem Moment wußte Sander, daß er Ishi vor sich hatte. Es war wie eine Erleuchtung.

Der Mann schien mit der Örtlichkeit vertraut und steuerte geradeswegs auf den Eingang der Klinik zu, der zu des Oberarztes Wohnung führte. Mit einem Sprung war Sander an der Türe und beugte sich über das Treppengeländer.

Richtig, der Mann suchte Lux auf! Unten im ersten Stock ging eine Türe, man vernahm die Stimme des Oberarztes, die Türe wurde geschlossen. Die beiden Dunkelmänner konferierten etwa zehn Minuten. Klaus saß wie auf Kohlen. Dann schritten sie über den Hof nach dem Tierzwinger.

Gott sei Dank, dachte Klaus, verließ seinen Ausguck und folgte ihnen. Mit einem Buch in der Hand bummelte er über den Hof und lehnte sich gemütlich an den Stamm einer breitästigen Blutbuche, in allernächster Nähe des Eingangs zum Zwinger. Es roch nach Meerschweinchen. Einige Hunde und Brüllaffen räkelten sich faul hinter den Gittern. Klaus vertiefte sich anscheinend in sein Buch.

Die rostige Zwingertüre kreischte. Der Tierheger kam, einen leeren Eimer in der Hand, ein Mann, mit dem sich Klaus bereits angefreundet hatte.

Sander zuckte in die Höhe. „He, Brown, wohin so eilig?“

„Wasser holen. Wir bekommen neue Tiere, Schimpansen. Sie müssen alle Augenblicke ankommen. Wenn Ihr Lust habt, Bender, könnt Ihr beim Ausladen helfen. Es schadet nichts, wenn wir zu zweit sind. Es soll mir auf einen Schnaps nachher nicht ankommen.“

„Allright, ich mach mit. Wer ist denn der gelbe Gentleman, der mit dem Doktor verhandelt?“

„Ein Japs. Käptn oder so was. Besorgt uns hin und wieder so Viehzeug. Da sind übrigens schon die Käfige mit den Affen. Ich muß mich schicken. Wartet, ich komme gleich wieder.“ Er rasselte mit seinem Eimer an die Wasserleitung.

Ein graues Lastauto ratterte in den Hof.

Klaus pfiff durch die Zähne. Das geht ja wie geschmiert! Er krempelte die Ärmel hoch. Drei Minuten später half er beim Abladen der fünf mannsgroßen, massiven Holzkisten, die mit Luftlöchern und Vorhängeschlössern versehen waren. Dann wurden die Tiere in die Standkäfige umparkiert. Es waren ausgewachsene, bissige Exemplare, die infolge der langen Einzelhaft in übler Laune waren und allerhand Scherereien machten. Während der Arbeit verlor Klaus keine Silbe des zwischen Lux und dem Japaner ziemlich ungeniert geführten Gespräches. Die Genannten bedienten sich hierbei eines Slangs, eines ordinären Gemisches von Englisch, Spanisch und des Indianerdialektes, wie er an südamerikanischen Küsten gesprochen wird. Sie nahmen an, daß sowohl Brown, ein Ire, als auch Bender dieses Sprachgemengsel nicht verstünden. Bei dem Tierheger traf das zu: Klaus indessen beherrschte dieses Schifferidiom von früheren Äquatorfahrten her so ziemlich. Was er hörte, war sonderbar genug.

Ishi sagte: „Also, morgen früh zwischen 4 und 5 Uhr hole ich die Kasten wieder ab. Der Spediteur hat bereits Order. Wo werden die Dinger stehen?“

Lux erwiderte: „Wie immer, vor Baracke II. Das ist für beide Teile das Einfachste. Smith, der Wärter, weiß Bescheid. Ich habe diesmal 8 bis 9 Fälle. Kann sein, daß einer davon nicht transportfähig ist. Hangman kann sich freuen; es sind diesmal lauter Raritäten. Eine Elephantiasis, zwei Wasserköpfe, dreimal Basedow etcetera. Die Kerle sind Tramps, Vagabunden, nach denen kein Hahn kräht.“

Worauf Ishi bat: „Vergeßt ja nicht, den Leuten vorher eine tüchtige Spritze Morphium zu geben! Wenn sie auf dem Transport Lärm machen, bricht es mir das Genick. Und vielleicht nicht bloß mir —“

„Unbesorgt. Ich werde das diesmal selbst machen. Ich präpariere Euch die Kerls, daß vor zehn Stunden keiner ans Aufwachen denkt. Bis dahin seid Ihr fünfmal auf dem Schiff.“

Der Gelbe schien befriedigt. Er verabschiedete sich:

„Ich schätze, wir haben nun alles erledigt. Good bye, doctor!“

Sander und Brown waren bald darauf mit der Arbeit fertig. Sander mußte unausgesetzt an das Zwiegespräch der beiden denken. Eine feine Nummer, dieser Oberarzt! Und der gelbe Kapitän nicht minder. Besprechen da in aller Gemütsruhe ein Verbrechen, auf das gering kalkuliert zehn Jahre Sing-Sing standen. Menschenraub. In dem Punkt läßt der Amerikaner nicht mit sich spaßen. Nun wunderte ihn die Geschichte mit Peter nicht mehr. Armer Kerl! — Baracke II diente zur Isolierung Ansteckender und hatte

einen gewissen Smith, eine brandrote Bulldogge, zum Wärter.

Hm, auf ein Schiff sollten die Kranken verschleppt werden, in den Kisten? Sie würden nach der Insel jenes Mr. Hangman transportiert, nach der Isla de diablo, wo auch der arme Peter weilte.

Eine Idee durchzuckte Klaus. Wie, wenn er einen der Kranken markierte und sich auf diese Weise nach jener Insel, nach jenem unbekannten Aufenthaltsort seines Bruders, durchschmuggelte? Es war eine verteufelt riskante Sache, aber gerade darin lag ein gewisser Reiz.

Nachdenklich begab sich Klaus auf sein Zimmer. Eine Viertelstunde später stand der ausgearbeitete Plan fix und fertig in seinem Gehirn. Ein eminent kluges Plänchen. Wenn man ein bißchen Glück hatte — — —. Ach was; es wird schon gehen, murmelte er und zog sich um.

Im Affenkäfig.

Er traf seine Vorbereitungen. Zuerst schrieb er einen Rohrpostbrief an Ines, er müsse auf einige Wochen verreisen, weil seine Mutter schwer erkrankt sei. Diese Lüge ließ sich nicht vermeiden. Er schloß mit der Versicherung, daß er so bald als möglich zurückkehren werde. Er flocht ein paar herzliche Phrasen ein; denn er war willens, sich die Kleine warm zu halten.

Dann ging er ins Parterre und erbat Urlaub unter der gleichen Begründung. Er wollte nicht einfach auskneifen, um keinen Verdacht zu erregen. Lux zog mißtrauisch die Brauen in die Höhe:

„Nach Europa wollen Sie? Hm, ich denke, Sie haben kein Reisegeld?"

„Man hat mir den Betrag für die Überfahrt telegraphisch angewiesen. Meine Brüder haben zusammengesteuert."

Das klang einleuchtend. Lux ließ die Brauen beruhigt fallen.

Er sagte unfreundlich:

„Ich schätze, Sie werden nicht wieder kommen? Oder Sie müßten kein Deutscher sein."

„Doch. Was soll ich drüben anfangen? Hier habe ich mein Auskommen. Übrigens lasse ich meinen Koffer da."

Der Oberarzt erwiderte: „Soll mich freuen, wenn Sie wieder kommen. Man war mit Ihnen zufrieden, Bender. Wer soll Sie in der Zwischenzeit vertreten?"

„Billy Hunter, wenn ich einen Vorschlag machen darf. Er ist ein gewandter Bursche."

„Well, lassen wir es bei Hunter. Gute Reise." Damit war die Sache erledigt.

Klaus fuhr nun in die Stadt. Er kabelte an Gussy:

„Bin Peter auf der Spur. Keine Sorge, wenn ich mehrere Wochen nichts hören lasse. Nur Mut! Grüße, dein Schwager."

Später ging er vorsichtig zu der Witwe Watson, seiner ehemaligen Wirtin, wo noch immer sein Koffer stand. Der mit dem seltsamen Inhalt. Er mietete das Zimmer für einen Monat weiter und deponierte den mitgebrachten Radioapparat in einer Kiste. In der Nacht entfernte er die Drähte auf dem Dach der Klinik. Nichts durfte zum Verräter werden. Aus einem Wäscheschrank stahl er einen blauweiß gestreiften Kittel, wie ihn die Kranken der letzten Klasse trugen, samt der zugehörigen Hose. Man konnte nicht wissen.

Als es von der nächsten Kirche zwei schlug, schlich er in den Park und pürschte sich nach Baracke II. Einer der Fensterladen hatte einen Spalt, aus dem Licht drang. Klaus stellte sich auf die Zehenspitzen und äugte in den Krankensaal. Längs den Wänden standen zehn Betten, von denen acht belegt waren. Smith, der rothaarige Wärter, saß in einer Ecke und rauchte. Die Patienten schienen alle zu schlafen.

Um drei Uhr hörte Klaus Schritte. Er duckte sich unter ein altes Regenfaß. Es war der Oberarzt, der ohne weiteres die Baracke betrat. Klaus huschte an sein Guckloch. Er sah, wie Lux jedem der Kranken, die in blauweiß gestreiften Kitteln zu Bette lagen, eine Einspritzung machte. Der Wärter mußte zu diesem Zweck jedem Einzelnen den Arm entblößen. Die Leute schienen bereits unter der Einwirkung irgendeines Schlafpulvers zu stehen; denn sie rührten sich nicht, als ihnen die Nadel ins Fleisch fuhr.

Unter der Türe verhandelte Lux noch eine Weile mit dem Wärter. Der Wärter fragte:

„Wie werden die Kameraden verpackt?"

„Klinikdrell, wie immer. In einer halben Stunde können Sie beginnen. Gute Nacht."

Der Oberarzt ging. Wenige Minuten nachher schimmerte durch die Bäume ein Lichtstreifen, der aus seinen Fenstern kam. Später trat Smith ins Freie und begab sich nach der Seitenwand der Baracke, wo die fünf großen Affenkisten in Reih und Glied standen. Er schlug die Kistendeckel zurück. Dann ging er wieder hinein und kam mit einem der Kranken retour, den er wie einen Sack auf der Schulter trug. Der Wärter mußte über die Kräfte eines Bären verfügen. Diesen Kranken legte Smith behutsam in die erste Kiste. Nach und nach brachte er auf diese Weise acht Mann unter, indem er stets zwei zusammen in eine Kiste packte. Die fünfte blieb leer. Klaus hörte das Zuklappen von Deckeln und das Einschnappen von Vorhängeschlössern. Dann war Ruhe. Der Wärter kam nicht wieder.

Klaus schlich herzu und betrachtete sich die fünf Kisten. Die Schlösser waren schwere, aber einfach gebaute Dinger, Dutzendware. Noch gestern hatte er sich einen passenden Nachschlüssel besorgt. Er probierte ihn. Er ging für sämtliche. Das Schloß der letzten, leeren Kiste ließ Klaus aufgesperrt. Es war nicht wahrscheinlich, daß auch diese noch besetzt werden würde. Mit hurtigen Schritten ging Sander nach der Klinik zurück.

Lux hatte kein Licht mehr; er war schlafen gegangen. Klaus schlich in seine Dachkammer, vertauschte seinen Anzug mit dem entwendeten Krankenkittel, verschloß das Zimmer und hing den Schlüssel im Vorbeigehen in die Portierloge, deren Betreuer zum Glück schlief. Dann begab er sich nach Baracke II.

Nun kam erst das Schwierige, die Gefahr begann, eiskalt sein, hieß es, wie eine Hundeschnauze. Klaus schlüpfte in die leere Kiste, schloß den Deckel und versuchte mittels eines Stückes Draht, den er durch eine der Luftritzen hindurchführte, von innen den Schloßbügel zum Zuschnappen zu bringen. Nach dem 14. Versuch gelang es, aber Klaus schwitzte, wie ein Erntearbeiter. Nun saß er wie die Maus in der Falle und war darauf angewiesen, daß fremde Hände ihn herausließen. Er revidierte sein „Gepäck", das in einem Browning, einem Messer, einem Bund Dietrichen und einer Taschenlampe bestand. Feuerzeug, Pfeife und Geld vervollständigten es. Alle anderen Errungenschaften der Kultur, sogar Zahnbürste und Seife, ließ er zurück. Sein Kittel hatte zum Glück sehr geräumige Taschen. Im Handgelenk trug Klaus eine verwetzte Armbanduhr. Er fühlte sich „komplett".

Mit einem Blick auf das phosphoreszierende Zifferblatt seiner Uhr stellte er fest, daß es auf 4 Uhr ging. Er meditierte: Der gute Peter ahnt nicht, in welch netter Situation ich mich seinetwegen befinde. Weiß der Kuckuck, wohin mich die Kerle bringen werden. Und ein Parfüm herrscht hier! Millefleurs sind nichts dagegen. — Es roch intensiv nach Affenexkrementen. Sander kämpfte gegen einen Niesreiz an und dachte, das kann lieblich werden. Die Minuten schlichen dahin. Endlich war die erste Viertelstunde voll. Aus der Ferne hörte Klaus das sich nähernde Geräusch eines schweren Kraftwagens.

Aha, das Lastauto! — freute er sich. Da die Baracke am äußersten Zipfel des Grundstückes und entgegengesetzt der Klinik lag, mußte der Wagen zweifelsohne in einer Seitenstraße halten. Dumpfe Schritte näherten sich. Es waren die plumpen Stiefel mehrerer Männer. Dann vernahm Klaus die unangenehme Asiatenstimme Jshis:

„Hier her! Da stehen die Kisten. Macht keinen Spektakel, damit die Burschen nicht aufwachen." Was er weiterhin sagte, war unverständlich. Für Sander klang es, als redete der Mann durch ein dickes Tuch. Plötzlich fühlte sich Klaus aufgehoben und fortgetragen. Mit einem gedämpften Plumps landete sein Behälter auf dem Verdeck des Autos. Der Motor sprang an und dahin ging es. Stundenlang.

Allmählich lichtete sich das Dunkel der merkwürdigen Wohngelegenheit. Der Morgenschimmer stach durch die Ritzen und Luftlöcher. Sieben Uhr. Eine Luft, die nach Wasser, Teer und verfaultem Seetang roch, verdrängte die beizende Atmosphäre des Kisteninnern. Man schien in der Nähe von Wasser zu sein, vielleicht an irgendeiner abgelegenen Stelle des East River, weil kein Hafenlärm zu hören war. Dann wurde die Kiste abermals verladen. Diesmal auf ein Schiff, wie Klaus an der schaukelnden Bewegung konstatierte. Der Holzbehälter wurde mittels eines kreischenden Kranes in die Tiefe gelassen, in einen Raum, der nach heißem Öl schmeckte und voll verbrauchter Luft war. Gleichzeitig wurde es stockdunkel. Ruhe trat ein.

Fünf Minuten später schlief Sander, der sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen hatte, wie ein Murmeltier. Es war nicht das geringste seiner Talente, daß er selbst in solchen Lagen schlafen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn sich die Leute einmal an all dem Fahren und Reiten und Gleiten sattgetummelt haben, dann werden sie wieder anfangen, zu Fuß zu gehen. Man setzt ein Bein vor das andere, einmal das rechte, dann das linke und immer so fort, bis man an Ort und Stelle ist — das ist das einfachste, verläßlichste und vornehmste Weiterkommen. Und auch das angenehmste. Aber noch weit mehr, es ist das gesündeste, das ergötzlichste und das lehrreichste.

Rosegger.

Sein Erbe.

Skizze von Gerhard von Gottberg.

Es war am 6. September 1813 bei Dennewitz. Zum letzten Male hatte Napoleon den Versuch unternommen, die schwachen Preußen-Korps zu durchbrechen und Berlin zu erobern. Seinem Marschall Ney, dem Bravsten der Braven, hatte er das Kommando übergeben. Unglaublich zäh rangen die Franzosen. Auf Meilen in der Runde rollte Artillerie- und Kleingewehrfeuer. In einem Meer von Schutt und Flammen verschwelten die Dörfer Dennewitz, Rohrbeck und Göhlsdorf. —

Auf einer Anhöhe, nahe Wölmsdorf, stand eine abgeprotzte Batterie der Preußen, ihre Geschütze waren auf ein kleines Dorf vor der Front gerichtet. Doch man schoß nicht! Stumm standen Unteroffiziere und Kanoniere, stumm auch der Batterieführer, der Leutnant Georg Fels. Wie eine friedliche Insel lag diese Anhöhe inmitten der brüllenden Schlacht; von Freund und Feind schien sie vergessen.

Der junge Leutnant droben hatte den Tschako abgenommen. Wie Blut flimmerte es vor seinen Augen, und perlender Schweiß stand ihm auf der Stirn. Er vermochte den Blick nicht von dem Dorf vor sich los zu reißen. In stummer Qual starrte er hinüber; er kannte ja jedes Haus dort, kannte den stolzen Gutshof inmitten der Buchen. Seine Heimat war's, seiner Väter Scholle! In der kleinen Kirche daneben hatte er einst vor dem Altar gekniet. Ein Stöhnen rang sich in ihm empor. Jahrelang stand er dann in der Fremde mit brennendem Heimweh im Herzen. Und jetzt sah er sein Zuhause wieder, doch von Franzosen und Italienern besetzt.

Aber war das denn überhaupt seine Heimat noch? Hatte der Vater ihn, seinen einzigen Sohn, nicht von sich gestoßen wie einen Hund, den man von der Schwelle jagt? Kein Flehen half ihm damals. Der alte Veteran des großen Königs kannte für den Sohn, der wegen Jena anno 1806 kassiert worden war, nur Verachtung: „Geh! Besser die Fremden ackern auf unsrer Ahnen Scholle, als daß ein Schwächling sie schändet!“ —

Da war er gegangen, trostlos und zerrissen. An dieser Scholle, an dem alten Gutshof dort drüben aber blieb seine Seele hangen, für ihn hatte er gerungen und dem Tode getrotzt, bis er sich wieder Ehre und Offiziersrang erwarb...

Ein Adjutant preschte herbei:

„Zum Teufel, Leutnant! Warum schießen Sie nicht?“

„Noch keinen Befehl, Herr Major!“

„So befehle ich's! Schießen Sie das Nest dort in Brand, und vor allem den Gutshof da oben, er wimmelt von Feinden wie ein Ameisenhaufen.“

Bis an die Lippen erblaßt, stand der junge Offizier. In waidwundem Stöhnen rang sich sein „Zu Befehl, Herr Major“ durch. War denn das möglich? Schuf ihm ein irrer Traum diese Qual? Die eigene Heimat sollte er...? Mit geborstener Stimme gab er das Kommando: „Ziel... das Gutshaus mit den Buchen... fertig?“

„Fertig!“

„Erstes Geschütz... Feuer! Zweites Geschütz...“

Und dieweil die Batterie ihren ersten Hagel hinüber donnerte, faßte Georg Fels mit einer irren Bewegung an die Stirn. Äffte ihn der Wahnsinn blindgeborener Unvernunft? Seine Heimat... und er ihr Vernichter?

Und dann wieder seine ihn fremd dünkende, kalte Stimme: „Zielwechsel links! Den langen Kuhstall mit dem Storchennest! Erstes Geschütz... Feuer! Zweites Geschütz...“

Brandrot wuchtete es drüben auf. Dichte Wirbel dunstigen Qualms entquollen. Da wieder ein Einschlag; just dort, wo an der Ecke der Mutter Zimmer lag. Und auch drüben empor spritzender Kalkstaub, im einstigen Reich seiner Kindheit. Er fühlte das Knirschen seiner Zähne; eiskalt stieg es in ihm auf, und die Adern begannen ihm an den Schläfen zu schwellen. Mußte er nicht den Säbel heraus reißen und die Kanoniere niederstechen? Haha, da hatte er in hohen Tönen von seiner Heimat geschwelgt! Und das da war sie, dies brennende Gehöft... und er ihr Zerstörer!!

Der Unteroffizier des ersten Geschützes trat heran: „Herr Leutnant...?“

Er fuhr herum: „Was ist? Ach so ja!“ Und dann wie ächzend: „Zielwechsel! Nach dem neuen Strohdach! Erstes Geschütz ... Feuer!“

Leutnant Fels sah nichts von der Schlacht, nichts von dem ungeheuren Ringen um sich herum. Eine Granate schlug am dritten Geschütz ein; etliche Kanoniere fielen, auch an seiner Stirn klaffte ein blutiger Riß. Doch er bemerkte es nicht. —

Wieder kam der Adjutant herangesprengt: „Gut so, Leutnant! Exzellenz wird Sie zum Eisernen Kreuz eingeben!“

Regungslos starrte Georg Fels dem schon wieder Davonjagenden nach. Wofür das Kreuz? Dafür, daß er die eigene Heimat zusammenknallte?

Und doch in dem Gewirr seiner peinvollen Gedanken... diese kalte Beherrschung. War es Zwang, Unterbewußtsein soldatischer Pflicht? Er wußte es nicht, hörte nur seine heisere Stimme: „Feuer!“

Ob der Vater noch dort war? Ob gerade jetzt eben diese Salve ihn zerschmetterte? Er riß den Kragen auf, stieß mühsam hervor: „Ohne Kommando weiter feuern!“ —

Abendschatten fielen. Mit jauchzendem Hurra griffen frische Truppen des Generals von Bülow ein, nahmen das Dorf und die Nachbarorte. — Einen letzten Befehl gab Georg Fels: „Feuer einstellen! Unteroffizier, Sie führen die Batterie zurück!“ —

Dann wandte er sich um, fragte nicht mehr nach Pflichten. Keuchend stürmte er die Höhe hinunter, dem brennenden Dorf entgegen.

Wieder stieg der würgende Gedanke in ihm empor: nicht nur zum Henker seiner Kindheit und Zukunft, sondern auch seiner eigenen Heimat war er geworden. Angst lähmte ihn. Hatte ihn das grausame Gesetz der Pflicht auch zum Vatermörder werden lassen? — Er rannte um die dampfende Schutthalde des Herrenhauses herum in den Park. Markerschütternd erklang sein Ruf: „Vater!“ — Hinten am Gartenhause saß auf einem zerbrochenen Stuhl ein alter Mann. Seine stahlblauen Augen, umbuscht von dichtem Weißhaar, starrten düster zu Boden. Da gellte der Schrei zu ihm, langgezogen, halb vom Jammer erstickt. Er sprang auf ... Ein junger Offizier stand vor ihm, Blut unterm Tschako, Rock und Bandelier von Pulverdampf geschwärzt. Er breitete die Arme aus: „Junge, schickt dich Gott?“

Doch der Sohn wich zurück: „Nicht so, Vater. Verflucht mich! Ich kommandierte die Batterie, ich vernichtete unsere Heimat.“ Stockend, in jäher Pein den Säbelkorb umkrampfend, gab er Bericht.

Aber der Alte hörte kaum zu; forschend blickte er in das gebräunte Gesicht des Sohnes. Gereift und gehärtet erschien er ihm nach jahrelanger Sühne. Als Georg zu Ende war, richtete der Greis sich auf: „Du erfülltest deine Pflicht! Das Vaterland gilt mehr als unsere kleine Scholle!“

Mit großen, noch vom Erleben dieses Tages starren Augen, sah der Sohn zu ihm auf: „Vater, du vergibst mir? Ich darf wieder heimkommen?“

Ein warmes Leuchten trat in das harte Gesicht des Greises: „Du mußt! Das Alte liegt in Trümmern! Ihr Jungen sollt Neues erbauen auf der Väter Boden!“

Schwarzwange.

Von Wilhelm Hochgreve.

Tief in der großen Fichtendickung liegt ein uralter, weitverzweigter Mutterbau. Er hat seine Geschichte. Als man noch aus Vorderladern Hackblei schoß, war er schon längst vorhanden. Aus der Buchenverjüngung, in der ihn ein Urgroßvater der Dächse von heute grub, wurde Stangenort und Hochwald. Der Hochwald wurde abgetrieben, und Rottannen nähren sich nun vom Humus des Laubwaldes. Die Fichten stehen rauh und dicht; darum ist der Bau fast vergessen. Als aber Stangen und gar Hochwald um ihn waren, da hatte er eine böse Zeit. Bei jedem Regen- und Schlackwetter und auch zu anderer Zeit ließen die Jäger Hunde einfahren, und oft wurde, wenn einer der Kläffer vorlag, gegraben. Jungfüchse und Jungdächse steckten auch in jenen Zeiten in jedem März bis Mai meist übereinander in dem doppelstockwerkigen großen Bau, aber sie kamen selten hoch. Weiße Foxe und rote wie schwarze Teckel schliefften ein und würgten die wehrlosen Knirpse unbarmherzig ab, die dann aus der Fuselpulle „totgetrunken“ wurden. Als wäre hier nach Altertümern oder Schätzen aus früheren Kriegszeiten gewühlt, so sah es um den Bau aus. Wüste Erdhaufen umwallten die mit Spaten und Picke verschandelten Röhren. Ruinen zerstörter Burgen können noch Labsal für das Auge sein, die Reste dieser Erdburg wirkten trostlos und häßlich. Verlassen blieb sie Jahre lang. Wohl hauste einmal ein Iltisgeheck in ihren verfallenen Röhren, aber Dachs und Fuchs mieden sie. Der Hochwald fiel unter der Axt, und bald wuchsen Fichten zur Schonung, dann zur Dickung heran und umgatterten den Bau mit einem für Mensch und Hund schwer durchdringlichen Gestrüpp. Wind und Vögel säten Hartriegel, Wildrosen, Akazien und Brombeeren dazwischen aus. Erstickten diese auch später unter dem dichter werdenden Dach der Fichtenzweige, vorerst wirkten sie mit, den Bau zu schützen. Die Dickung hatte noch keine anderthalb Meter Höhe, da glaubte Schwanzwange, die Dachsfähe, keine bessere Behausung zu finden, nachdem ihr Fettschwarte, die neidische zanksüchtige Alte, den Bau am Lehmberge streitig gemacht hatte. Mit den breiten, von starken Grabklauen bewehrten Schaufeln ihrer muskulösen

Branten machte sie sich an die Arbeit, und schon nach wenigen Stunden waren einige der verwilderten Röhreneinläße freigelegt und neue Gänge um die alten Einschläge gegraben.

In wenigen Tagen hatte sie den Bau der Väter wieder hergerichtet. Acht Röhren durchzogen die mit Nebengängen versehenen beiden Stockwerke der fünf Kessel. Neben der alten steilen Fallröhre, der sie wieder Luft machte, legte sie noch eine zweite an, um für alle Fälle durch diese Not-Ein- und Ausfahrten gesichert zu sein. Auch die Luftlöcher brachte sie in Ordnung.

Als auf den Feldern der Hafer fiel, wurden die Dächse lebendiger und zeitweilig auch weniger heimlich. Sind doch der Erntemond und der Weinmond die Wochen der Liebe für die Grimbärte. Auch unter der dicksten und borstigsten Schwarte schlägt ein Herz. Frau Schwarzwange vernahm aus ihrem Halbschlaf im mooswarmen Kessel ein ungewohntes Geboller in den Gängen ihrer Erdburg. Polternd fuhr sie aus dem Bau. Aber der feine Windfang verriet ihr den Eindringling, dessen Witterung noch über dem Bau hing. Verhoffend blieb sie stehen. Da fuhr er auch schon wieder heraus: Grieskopf, der Dachsrüde vom Buchenberge. Nur nicht so hitzig, dachte Schwarzwange, und flüchtete vor dem verliebten Draufgänger die Fichtenreihen auf und ab. Draußen im Freien war es ihr noch zu hell und zu unsicher. Flammte doch noch das letzte Feuer der hinter den Wäldern untergetauchten Sonne am Himmel. Keine Zeit für Dächse, die dem Monde sogar nach Mitternacht nicht trauen. Aber der alte Narr hinter ihr war vom Ranzkoller befallen und jagt sie hin und her. Meinetwegen, meinte sie schließlich, müde von der Hatz, und aus Pappe war sie gerade auch nicht. Murrend und knurrend balgten sie sich die Nächte lang im Walde und zeitweilig auch im nahen Felde herum. Im ganzen aber verliefen ihre vierzehn Tage Flitterwochen recht dachsgemäß, d. h. gemütlich. Eines Morgens war Grieskopf verschwunden. Vermutlich steckte er wieder im Bau am Buchenberge, um das alte Einsiedlerleben fortzuführen. So war denn auch Schwarzwange wieder allein. Sie hatte zur Zeit keine anderen Sorgen, als sich eine tüchtige Fettschicht anzumästen. Der letzte Hafer auf dem Felde und die ersten süßen Fallbirnen hinter dem Gehöft des Waldbauern mußten tüchtig herhalten. Im Weinmond schüttelte ihr der Wind reife Pflaumen von den Bäumen. Ein krank geschossenes Rehhuhn, das der Hund nicht fand, wurde auch mitgenommen, und an dem Rehkitz, das in ein Fuchseisen des Jagdhüters geraten und mit dem Eisen nach Sprengung der Kette geflüchtet war, hatte sie einen ganz seltenen und drei Nächte hinreichenden Braten. Frau Schwarzwange konnte getrost in den Winter gehen. In den Hauptkessel hatte sie reichlich trockenes Moos eingekarrt, und ihre Schwarte saß prall auf dem Leibe. So ließen sich schon ein paar böse Winterwochen mit Hoch- und Hartschnee und einigen Graden Frost ohne Unterbrechung verschlafen.

Die Märzdrosseln waren aus milderen Ländern zurückgekehrt, und die Amseln suchten schon mit Eifer nach geeigneten Nistplätzen. Verliebtes Taubengurren durchbebte selig den knospenfrohen Wald. Glücklich war auch Frau Schwarzwange. Äugen konnte sie zwar ihr Glück nicht. Dazu war es zu dunkel in der Wochenstube. Aber sie wußte, daß sie drei Jungen das Leben geschenkt hatte, drei kaum rattengroßen Junddächsen, denen sie zärtlich die spärlich weißlich behaarten Bälge beleckte. Unter ihrer peinlichen Obhut und Pflege wuchsen die Kleinen zu rechten Schwartenträgern heran. Nach drei Wochen durften sie schon vor dem Bau auf einer Sonnenstelle spielen.

Gehörig schärfte Mutter Schwarzwange ihren Kindern ein, daß die beste Zeit für die Dächse die Stunden sind, wo keine Jäger und keine Wildschützen an den Waldrändern lauern, und bei Mondschein erst die nach Mitternacht. Manche Gefahr mußte sie mit ihrem starken Fange und den kräftigen Branten von den unbehilflichen und manchmal dummdreisten kleinen Tölpeln abwehren. Einmal wollte ein frecher Dachsrüde eins der Kleinen würgen und als bequeme Abwechslung auf der Pflanzen- und Insektenspeisekarte mitnehmen. Aber er hatte sich verrechnet und trug statt der erhofften Beute ein paar tüchtige Schmisse von der wütenden Mutter davon.

Als die Weidenröschen blühten, waren die Jungdächse schon so weit, daß sie der Mutter nicht immer gehorchten, und als vom Nachthimmel das Locken der wandernden Regenpfeifer den Herbst verkündete, da gingen die Jungdächse bald ihre eigenen Wege.

Zum Glück für alle war das große Jagdrevier seit einigen Jahren in der Hand eines weidgerechten Jägers und Naturfreundes. Bis auf weiteres hatte er seinem Aufseher strengste Schonung der Dächse auch über das Gesetz hinaus zur Pflicht gemacht, soviel jener auch dagegen redete und anführte, was irgendwo ein Jäger über Schädlichkeit der Dächse geschrieben hatte.



Bunte Chronik



*** Das Auge als Charakterkennzeichen.** Das Auge ist der Spiegel der Seele, pflegt man zu sagen, und in der Tat kann man aus den Augen des Menschen wertvolle Schlüsse auf seinen Charakter ziehen. Ist schon das Auge für den Arzt ein wichtiger Faktor bei der Diagnose einer Krankheit, so ist es für einen Physiognomiker geradezu der Schlüssel zum Charakter des Menschen. Beobachtungen haben ergeben, daß braune und überhaupt dunkle Augen die schwächeren, blaue und graue dagegen die stärkeren sind, was die Sehkraft anbetrifft. Meist pflegt sich diese Wahrnehmung auch auf den Charakter ausdehnen zu lassen. Die Blauäugigen neigen zu Beharrlichkeit und selbst Starrsinn, Menschen mit braunen oder dunklen Augen sind sehr oft wankelmütig, leichter in ihren Meinungen und Entschlüssen zu beeinflussen und bisweilen launisch. Übermäßig weit geöffnete Augen sind Anzeichen eines heftigen aufbrausenden Charakters, während kleine bis auf einen schmalen Spalt geschlossene Augen auf Schlauheit und Hinterlist deuten. Langgeschlitzte, scharfgewinkelte Augen deuten auf einen durchdringenden Verstand und scharfes Unterscheidungsvermögen. Wird die Pupille mehr als bis zur Hälfte oder mehr von dem oberen Lid bedeckt, so ist dies ein Anzeichen von kühler Überlegung, läßt aber auch auf bedeutende geistige Fähigkeiten schließen. Große Gelehrte und Forscher haben oft solche Augen. Ist das Auge derart geöffnet, daß das Weiße unterhalb der Iris zu sehen ist, so deutet dies auf Edelsinn; ist dagegen das Weiße ringsum die Iris zu sehen, so ist dies ein Anzeichen von Zerfahrenheit, Unrast und bisweilen sogar Irrsinn. Das schlimmste Auge ist das vorquellende, weitgeöffnete, starrende. Neben der Tatsache, daß es oft ein Symptom für schwere innere Krankheiten ist, kann man bei dem Besitzer solcher Augen oft auf Eifersucht, Unduldsamkeit, Verbohrtheit oder Brutalität schließen. Augen, die ruhelos hin und her schießen, lassen einen unsteten, unsicheren und unentschiedenen Charakter vermuten, während beständig gesenkte auf Schüchternheit, Schwermut, aber auch Hinterhältigkeit und Heuchelei deuten. Der naturgemäße normale Abstand zwischen beiden Augen sollte etwa der Länge eines Augen entsprechen. Augen, die zu nahe aneinander gerückt sind, deuten auf Eifersucht, Pedanterie, Kleinlichkeit und Tadelsucht. Diese und noch viele andere Anhaltspunkte ermöglichen es, aus der Form und Farbe des Auges auf die Eigenschaften des Trägers zu schließen.

*

*** Eine „Mussolini-Säule".** Als es kürzlich in den Marmorbrüchen von Carrara gelang, einen selten großen Block von fehlerloser Weiße zu brechen, war man sich klar darüber, daß er einer ganz besonderen Verwendung zugeführt werden mußte. Die Lösung dieser Frage war nicht schwer. Nur einen gab es in Italien, ja in der ganzen Welt, der würdig war, in diesem Marmorblock ein Denkmal zu erhalten: M u s s o l i n i. Ihm verehrte man also den Stein zum Geschenk, und der Duce nahm es gnädig an. Ja, er tat noch ein übriges. Nur er selbst ist ja imstande, sich recht zu würdigen, und so sagte er zu, selbst die Inschrift zu verfassen. Der Stein, der vierhundert Tonnen wiegt, zwanzig Meter lang ist und an seiner stärksten Stelle einen Durchmesser von sechs Meter aufweist, soll auf einem Marmorsockel errichtet werden und dann die Trajanssäule noch überragen.

Lustige Rundschau



*** Frohe Fahrt.** Hipp und Hupp stoßen aus einer Bar. Stockhagelbesoffen. Vor der Bar steht ein Auto. Huppt Hipp: „Wollen wir?" Hippt Hupp: „Wir wollen." Hipp und Hupp steigen ein. Fahren los. Über Stock und Stein. Über Haus und Hof. Über Hund und Henne. Über Wald und Wiese. Kommt eine Brücke. Quer. Schreit Hipp:: „Bist du verrückt?? Wohin fährst du???" Schreit Hupp: „Ich?? Ich denke immer, du fährst."

*

*** Der Enkel.** „Verzeihung, arbeitet nicht mein Enkelsohn in Ihrem Bureau?" — „Jawohl, er war neulich zu Ihrem Begräbnis."

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.